

A detailed, stippled portrait of Berthold Auerbach, showing him from the chest up. He has a mustache and is wearing a dark suit jacket over a white shirt and a dark bow tie. The background is a solid, light color.

Berthold
Auerbach
Schriften zur
Literatur

Berthold Auerbach

Wallstein

Berthold Auerbach
Schriften zur Literatur

Berthold Auerbach

Schriften zur Literatur

Herausgegeben von
Marcus Twellmann



WALLSTEIN VERLAG

Dieses Buch wurde gefördert mit Mitteln des im Rahmen
der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder
eingerrichteten Exzellenzclusters der Universität Konstanz
»Kulturelle Grundlagen von Integration«.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung des lithographischen Portraits Berthold Auerbachs
in: Europa 1844/3, nach S. 592
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-1418-4
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2540-1

Inhalt

Schrift und Volk. Grundzüge der volkstümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's	7
---	---

Weitere Schriften zur Literatur

Das Judenthum und die neueste Literatur. Kritischer Versuch	177
Das Ghetto	211
Bemerkungen über Titel und Vorreden in der neuesten schönen Literatur	217
Die Europamüden. Modernes Lebensbild von E. Willkomm	223
Geschichte vom braven Casperl und dem schönen Annerl, von Clemens Brentano	228
Einige Worte über Lessings Denkmal, an die Israeliten Deutschlands gerichtet von G. Riesser; Gesänge aus der Verbannung, welche sang Obadiah ben Amos, im Lande Ham. Auf's Neue herausgegeben von Dr. Steinheim	229
Matthias Claudius Werke	234
Ahasver. Episches Gedicht von Julius Mosen	237
Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle von Dr. Schiff	242
Immermann	245
Brief Berthold Auerbachs an Ferdinand Freiligrath vom 24. [?] November 1843	249

INHALT

An J. E. Braun vom Verfasser
der Schwarzwälder Dorfgeschichten 253

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat
und der Kirchenpolizei 258

[Aufzeichnung eines Kindheitserlebnisses]. 259

Editorische Notiz 265

Nachwort 267

Schrift und Volk

Grundzüge der volksthümlichen Literatur,
angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's

A. Diesterweg
in Berlin
freundschaftlichst gewidmet

Inhalt

Ein Kranz auf Hebel's Haupt	13
Die Dichtung aus dem Volke, mit besonderer Beziehung auf Hebel	17
Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur – Das Volksthum – Die Naturdichter	17
Die dichterische und philosophische Ferne – Der rechte Mittelpunkt	19
Entzweiung und Vereinigung – Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung	21
Das Dorfkind und seine dichterische Welt	23
Die Heimkehr	25
Wirklichkeit und Wahrheit	27
Fremde Stoffe und heimische Anschauung – Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens	29
Der Volksgeist und der allgemeine Menschengest – Das Besondere und das Allgemeine.	31
Der Selbstzweck	34
Einwirkungen der Zeit – Anregungen und Zufälle – Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte	35
Die volkstümlichen Stoffe und ihr Publikum	38
Das Volksthümliche und die romantische Schule – Hebel und die Romantik	41
Die märchenhafte Gestaltung, das zauberisch Dämonische und das Volksthümliche – Das Mißliche der Nutzenwendungen	49

Schiller's Ideal eines Volksdichters – Idealistische und realistische Dichtungsart	55
Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten	61
Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei	64
Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere – Die Dichtung in der Mundart – Ein Wort über das Volksdrama	67
Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität	75
Die Dichtung für das Volk, mit besonderer Beziehung auf Hebel	82
Flüchtiger Abriß der höheren und volksthümlichen Bildungsgeschichte.	83
Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt	86
Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede	92
Einzelnes über die volksthümliche Sprache, ihre Hindernisse und ihre Förderung	95
Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein – Eine Maaßgabe der volksthümlichen Musik	101
Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift	104
Die örtliche und landsmännische Volksschrift	106
Hebel's volksthümlicher Styl	111
Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehererregende. .	114
Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank	119
Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie	124

Das Religiöse in der Volksschrift – Ein Wort über die Volkspredigt – Das Subjektive in der Religion – Positives und Oppositionelles	128
Die Bibel als deutsches Volksbuch – Der Bibelton in der Volksschrift	138
Die Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz . .	141
Volksschrift und Kinderschrift	144
Die volksthümliche Auffassung der Geschichte – Eine Versündigung.	147
Der Patriarchalismus und der freie Staat	150
Einzelnes zur Charakteristik Hebel's – Deutsche Herrenfurcht – Nachwirkungen des Tugendlebens – Das Nachgiebige – Staatsdienst und Schriftstellerei	158
Die Lebensfrage der Civilisation – Der Pauperismus und die Volksschrift – Die freien Vereine .	164
Ein frommer Wunsch	172

Ein Kranz auf Hebel's Haupt

Es war ein schöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem frischen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen schmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amseln schlugen drein und von fernher schickte der Kuckuk seinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, schau um dich, blick aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die sich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, stand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was soll das bedeuten? Ich las die Inschrift auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirne gedrückt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem Kastanienbaume, mit seinen Blütenkerzen geschmückt wie ein Weihnachtsbaum, aus den Büschen und Zweigen jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthale ihnen barfuß nachklettertest.

Warum trägst du deinen Kranz so einsam, du Mann des Volkes? Warum schauen uns nicht die tausend Dankesblicke derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquicktest? Finden sie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt so verlassen aufgestellt? Sind die Augen der Menschen so gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald sind die Todten vergessen!

Da drinnen, in jenem Eckhause der Ritterstraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Censur ausgesprochen*. Dem deutschen Volke, das an Biedersinn und Einsicht keinem nachsteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch seiner Geisteskräfte werden. Aufgeschlossen sei der reiche

* S. die Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

Schacht des Wissens und der Kraft, und alles Volk soll seiner inne werden.

Auch dein harmloser Weg, rheinländischer Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Censur anpralltest, du zogst dich verdrossen zurück. Das ist eine der traurigsten Folgen der geistigen Bevormundung, daß sie auch die harmlosesten Naturen verscheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute – unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtschaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei – den Frohmuth und den unverwüsthlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu heiligem Glanze zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergessen, die in ihrer Weise, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlawheit und Enttäuschung, in Scherz und Ernst zu dem Volke sich stellten.

Und hier steht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.

* * *

Mit diesen Worten habe ich vor nun mehr als zwei Jahren den Entwurf zu einer Charakteristik Hebel's niedergeschrieben; ich lasse sie als solche stehen, nicht bloß weil sie die Atmosphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieser Schrift aufging, sondern auch aus allgemeineren Gründen. In diesem Augenblicke erneuen sich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhause der Ritterstraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling ist wieder da, so herrlich und schön wie in jenen Tagen; die Censur und alle Schmach und Noth ist auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergehen Kampfes dahin. Das ist unsere neuere Geschichte

Man muß sich bemühen, darüber hinweg in eine bessere Zukunft zu schauen, um nicht in thatenlosen Ingrimme zu versinken.

All unser literarisches Thun erscheint uns so erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck, der auf unseren Gesamtzuständen lastet, wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen ins Auge fassen. Und doch muß jeder dichten und trachten, von seiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Versuch, mich theoretisch über ein Literaturgebiet auszusprechen, in dessen Verwirklichung ich nach Kräften be-

müht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich aussetze, bin aber auch der Zuversicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man selber steht, kann leicht als bloße Anwaltschaft für die eigenen Bestrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Versicherung, daß es sich ums Allgemeine handelt, keine andere Ansicht gewinnen; vertrauende Leser werden erkennen, daß man an der abgeschlossenen Bildung einer Zeit oder Person sich am Besten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum sollte denn zu theoretischer Begründung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienererei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstande beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüten in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende – was ich nicht glaube – so könnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein bloß als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüten tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete bloß in einer relativen Geltung aufnehmen und einreihen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten absoluten Hingebung.

Niemand kann über seinen Schatten springen; will er ihn los sein, muß er warten, bis die Sonne über seinem Scheitel steht, den Schatten in sich aufhebt, dann aber auch sich selber zum Untergange neigt.

Dabei sollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreise in sich schließenden Streben einzunehmen hat.

Bei der Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte sich der anfänglich beabsichtigte Beitrag zur Charakteristik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen. Ich wollte sie nicht zurückhalten, weil sie vielleicht manchem Gleichstrebenden von Nutzen sein und manchen Fernstehenden über eine Richtung der Gegenwart verständigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache kommt, mag beim ersten Anschein befremden, aber es gibt keine Frage von Welt und

Zeit, die nicht in besonderer Fassung in den Bereich der Volksschrift gehört. Ich habe meine Ansichten offen ausgesprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine Anschauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Ansichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, so werden wir Alle gemeinsam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erscheinungsarten ein und desselben Wesens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie sie in einer abgeschlossenen geschichtlichen Persönlichkeit heraustraten, ergaben sich allgemeine Gesetze. An einem concreten Leben war hier manches Abstracte leicht anschaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen ins Licht zu stellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht so vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, so bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer setzt noch lange nicht den Besitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man ist durch Einsicht der Mängel noch nicht einmal sicher, solche zu vermeiden. Wie schwer ist es, in allen Dingen, Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, stellen sich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geschlossenes System, noch auf geschichtliche Vollständigkeit Anspruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke, mit besonderer Beziehung auf Hebel

Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur – Das Volksthum – Die Naturdichter

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhange. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Satze, sondern stellen sich als Volksweisheit lose neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze und Regeln sind hier nicht maßgebend, das Erfahrungsmäßige, sowie das in den verhüllenden Formen des Symbols überkommene Allgemeine herrscht vor. Eine Vermittlung und Entwicklung durch fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich. In sich selbst gefestigt entfaltet sich hier der urthümliche Menscheng Geist nach seinem innern organischen Triebe, gehemmt oder gefördert von außen durch jeweiligen äußern Einfluß.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes entspricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weltweisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren. Je zuversichtlicher in sich die Zeiten waren, um so mehr blühte das Volkslied; es gibt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Dies ist, was wir hier als das Herz des Volks-

thums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrschung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

Zu diesen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyrischen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum ist die innerste Lebensbedingung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthümlich besondern Ausprägung wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung läßt sich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht sowol ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke bloß Leben ist, rein im Geiste aufzufassen, abspiegelnd und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu erheischt es, daß man äußerlich, oder mindestens zeitweise innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

»Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim«, sagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung geltend machen. Die still in sich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in sich fest wie ein reines Naturerzeugniß. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingeeben oder verloren, kehrt man bewußten Geistes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache eindringlicher versteht und gebraucht, nachdem man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. – Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmitttelbar im Volke steht, sich selten gedungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich vorherrschend auf andere

als ihre unmittelbaren Lebenskreise, namentlich in Deutschland; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poesie, wenn eine ursprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meist verlieren sie sich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenuß haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen sich minder in ihr eigenes Sein, sondern schweifen gerne in ausgetretenen Geleisen in fremdes Leben; darum legen sie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das ursprünglich gegebene Besondere. Die Gelehrsamkeit, die Breite fremder Anschauung imponirt ihnen, sie geben dafür die Ursprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, all die großen Vortheile eines scharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Versöhnung und wir mögen darin bereits einen wesentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeistes erkennen: aus sich heraustretend, drängt er sich fremden Welten zu und strebt sie mit sich zu vereinbaren. Im Verlaufe dieser Schrift wird uns dies noch bestimmter entgegentreten, hier mag es uns nur auf den wundersamen Zusammenhang des Menschenlebens hinweisen. Jegliches strebt aus sich und seiner gegebenen Umgrenzung hinaus und versenkt sich in ein anderes, herauf und herab zieht sich ein tiefes Verlangen und macht alles Menschenleben zur Einheit.

Die dichterische und philosophische Ferne – Der rechte Mittelpunkt

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Dufte überhaucht, der die scharfen Sonderungen bis zu einem gewissen Grade verschmilzt und uns ein Gesamtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in langsamen Schritten durchwandert, so wird das, was ihr nun mit Einem Blicke überschaut, noch viel mehr als bloß einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Wie für die Anschauung, so ist auch für die Erkenntniß die Ferne von besonderer Bedeutung. Erst durch sie erscheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns so den ihm

innewohnenden allgemeinen Gedanken. In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt, von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert, man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesamtgehalt ihrer Epoche fassen und harmonisch gestaltet heraustreten lassen. Mitten in der Gegenwart schwingen sie sich auf eine weit über ihr stehende Höhe, sie stehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das scheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkte derselben steht, während Andere ihre vereinzelt Stellung für den wirklichen Mittelpunkt ansehen. Die beherrschende Kraft und Allgemeinerkenntniß besteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, sondern daß man in ihrem innersten Kern stehe, wie ja auch Gott selber inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelperscheinung ist.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philosophen und Dichter eine Fern- und Uebersicht gewinnen, von der aus sie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schauen; unbehindert von den tausend Einzelheiten, den allgemeinen ihnen inwohnenden Gedanken offenbaren, Träger desselben aufstellen, die, mit individuellem Leben ausgestattet, das allgemeine Zeitbewußtsein in sich darstellen. Von dieser Höhe der Offenbarung aus werden sie dann Propheten in der eigentlichsten Bedeutung des Worts, sie schauen auf dem Boden der Phantasie stehend das innerste Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in seiner endlichen Erscheinung, in der Zeit; sie erlösen den dunkel und zerstreut in der Brust der Einzelnen wohnenden Geist, indem sie ihn klären und zusammenfassen, sie werden

Verkündiger dessen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte sich harmonisch entwickeln wird und soll.

Das ist nur Wenigen verliehen. Der schaffende und erkennende Geist wendet sich daher meist zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verschwundenen, oder schafft aus der Vollkraft der selbtherrschenden Phantasie willkürliche Gebilde.

Entzweiung und Vereinung – Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung

Der bewußte Menscheng Geist sieht sich in die Welt versetzt, die ihm der Räthsel so manche aufwirft; er sucht die Welt zu beherrschen, indem er ihren Gesetzen nachgeht, sie mit ihrem eigenen und seinem Wesen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, seine Geschicke und Wendungen leben neu auf in seiner Brust und er tritt durch sie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenschen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart steht, ist aber schon in sich ein Abbild vom Leben des Menschengeschlechtes, und vermag er es, seine Vorgeschichte so in sich aufzunehmen, daß auch kein Moment daraus verloren gegangen ist, so erhebt er sich zu einem harmonischen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenseits, das in seinem eigenen Leben lag, zu Gestalten und Bildern, die an seinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumerischen Keimen die kindlich stille Brust bewegten – vermag er es sie fest zu halten und in ihr Recht einzusetzen, so feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Versöhnung; Friede ist zwischen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergessen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine selbständige, mystische und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum sein Wurzelgeäste tief in den dunkeln Schoos der Erde senkt, Wärme und Saft aufsaugt, so breitet er hoch oben seine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Fest steht er mit prangender Krone im freien lichten Raume und mit reichem Wurzelgeäste im gebundenen dunkeln Grund. –

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin

fürten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund gibt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber in einer stillen Bucht seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschlossen sie ihm von neuem ihre Schönheit und ihren allgemeinen Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch heraustreten ließ; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die verschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geistesblicke auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieselbe verwebt, er-innert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem schaffenden Geiste gewissermaßen sein eigenes Selbst und die lieblichsten Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen sein müssen, damit er sich selbst und seine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und sich nun frei darein versenke und verliere?

Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, sagt ein tiefbedeutender Spruch der Bibel, der auch hier seine Anwendung finden mag. Wer sein Dasein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers sollen Philosophie und Religion ihren verborgensten Quellsprung in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzustande haben, der diesem Erdendasein vorausging. In anderer Weise mögen wir dies weit eher von dem dichterischen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die schwierigste und geheimnißreichste Besonderheit des dichtenen Geistes ist, sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, in der noch die naivste und fortgesetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und seine dichterische Welt

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit ist die Kernwurzel seines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweise auf das Jugendleben der Menschheit, oder auf das eigene Kinderleben zurück, dort verliert sie sich leicht in Idealismus, hier gewinnt sie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächst noch unter urthümlichen und naturgemäßen Zuständen. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht, hier brechen sofort die Zwiespältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um so schneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreisen zu einem gewissen Abschlusse gebracht wird. Naturwidrigkeiten mannigfacher Art erscheinen deshalb. Die staatlichen, kirchlichen und doktrinären Elemente im weitesten Sinne, die auf fremden Gebieten erzeugt wurden, können selten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo sie kein fremdes mehr sind und als selbsteignes Erzeugniß dastehen.

Das Kindesleben dagegen befindet sich noch wesentlich in naturgemäßen Zuständen. Das Kindesalter wird hier noch nicht bloß als eine Uebergangsstufe betrachtet und in seinem Selbstzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einstigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menschengeist individuell den Bildungsgang der gesammten Menschheit durchlaufen und dessen Ergebnisse in sich verarbeitet haben muß, so mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der ersten Stufe menschlicher und menschheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die in jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier ist noch der unmittelbare Zusammenhang mit der Natur, mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menschengeist fühlt sich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch sind seine Genossen, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen in dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Menschenleben in seiner Besonderheit. Es löst sich so zu sagen allmählig ab von dem tellurischen Zusammenhange und wird ein freies,

eigenthümliches. Im Hintergrunde der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einst still genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menschlichen, in seinem Verhältnisse zu sich und zur Gemeinschaft, auf dieser Stufe sich geltend macht, erscheint in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorsams auf der andern Seite. Weiter hinauf ist es das Orakel von Weisen und Verehrten. Der Gehorsam als solcher greift nicht in die Seele hinein, sie aufrüttelnd und umgestaltend, sondern verlangt nur momentane äußere Unterordnung. Das »du sollst« und »du sollst nicht« entspricht der ersten Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts und des Menschen.

Was sich als höhere, allbeherrschende Macht aufdrängt, erscheint auf dieser Stufe in dem Schauern der Ahnung als Mystisches, Märchenhaftes und Zauberes.

Wie die Natur hier, so weit sie offenbar ist, sich frei darstellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtsein, so liegt auch das umgebende Menschenleben selbst der Kindesseele erschlossen da. Wie es auf dem Lande keine wesentlich verschiedenen Kindertrachten gibt, so ist auch der Dorfknahe in seinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßstabe. Hier ist eine kleine Welt, die leicht vom Geiste bewältigt werden kann. Man kennt die Menschen alle bei Namen und selbst in ihren Verhältnissen. Wie man sich beim Begegnen grüßt und anspricht, so hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbst das kleine Kind ist hievon nicht ausgeschlossen. Die junge Seele gewöhnt sich nicht daran, stündlich an Menschen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns so fremd sind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet sich im Geiste des Dorfknahe eine Gemeinsamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zusammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachsen ist, erinnert sich oft wunderbarerweise der verschiedensten eigenthümlichen Menschen und Schicksale, die leibhaftig vor seine Seele treten, ohne daß sie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm gestanden.

In späteren Jahren läßt sich diese kleine Welt nicht mehr so als ganze erfassen, sie deutet den Beschauer stets auf die größere hin und erscheint als Bruchstück. Der betrachtende Geist, aus entferntem Lebenskreise herzutretend, ruht nicht mehr so sein selbst vergessen auf

den Dingen. Man ist zu sehr mit Allgemeinem oder mit persönlichen Schicksalen und Bestrebungen erfüllt und muß nothwendig, während solches die Brust bewegt, gleichgültig an tausend Dingen vorübergehen, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu lassen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte selten so in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind, das von Jugend auf in solches versenkt war. Vermögen sie es auch – was selten geschieht – durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menschlichen zu dringen und sich diesen Kern rein heraus zu schälen, so haben sie meist zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während sie dieses Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil sie nicht sein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in seiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, besonders im jugendlichsten Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt; er bleibt überall stehen, verliert sich ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keinem fremden hofmeisternden Bewußtsein belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum etwas weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken*.

Die Heimkehr

Erst nach langer Entfremdung und Isolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiste zurück und ward dessen Erlöser durch dichterische Kraft.

* In dem wundersam schönen Gespräche, »Die Baumzucht« betitelt, läßt sich Hebel in der Rede und Gegenrede zwischen ihm und dem Adjunkt in folgender Weise aus: »Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist,« bemerkt der Adjunkt. »Das geht natürlich zu,« sagt der Hausfreund, »man hat am längsten Zeit, daran zu denken.« In solch kurzer knapper Weise liebt es Hebel, den unversiegbaren Quell der Jugendeindrücke kaum zu bezeichnen.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeschichtlichen Epochen und Persönlichkeiten sich kundgebendes Gesetz an der kleineren Erscheinung nachweisen.

Die größten Befreier und Erlöser der Menschheit mußten sich eine Weile von ihrer Volksgenossenschaft isolieren und auf sich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von ihrer zeitweisen Vereinsamung in der Wüste, wo sie sich in sich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genossen, ging ein Glorienglanz von ihnen aus und sie verkündeten ihrem Volke und der Menschheit, was sie in sich hegten und hegen sollen.

Läßt sich diese große uralte Wiederkehr eines Gesetzes nicht auch in kleineren und modernen Erscheinungen erkennen?

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Ferne zu Gesamtbegriffen führt. Der moderne Mensch zieht sich nicht in die Einsamkeit der Wüste zurück, um sich in sich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menschen allein in sich zu fassen, er will den geschichtlich entwickelten Menscheng Geist in sich wieder schaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er sich in die weltenstille Wissenschaft zurück. Tausende beharren durch ihr ganzes Dasein auf der Uebergangsstufe der Isolierung, sie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abstraktion der Wissenschaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart sich die Welt in ihm und um ihn her aufs Neue, und er mag diese Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten fest gestalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beispiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf isolierte ihn von der unmittelbaren Volksgenossenschaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geistes und fern vom heimischen Dichten und Trachten hinweg. Durch sein ganzes Leben zieht sich die Sehnsucht nach der Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebsten Wunsch unerfüllt, so daß sich sein Leben nicht zu einem Kreise gestaltete, der, nach weit gezogener Bahn, wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da schuf er als gereifter Mann die »Allemannischen Gedichte« und feierte in ihnen ein Fest der Versöhnung, der Erlösung seiner selbst und des in ihm ruhenden Volksgeistes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare

Leben des Volkes mit seinen vielfachen, aufgedrungenen und selbstverschuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnsucht angezogen, schwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichsten Weisen, halb der Erinnerung nachgesungen, halb aus der liederreichen Brust entquollen, beides in einander verschmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit

Sind diese Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr sie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem ist es nicht so leicht, unterzutauchen und die Psyche eines Volksstammes heraufzuholen. Diese Psyche kann oft anders, zarter und großartiger erscheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen lassen. Sind ja auch die sogenannten gebildeten Stände oft viel besser, als sie erscheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beste ist, was man sein kann; die Momente, in denen die reine, unschuldige Natur sich ganz kundgibt, und von denen man mit den Worten der Bibel sinnbildlich sagen kann, die Seele nicht weiß, daß sie nackt ist und sich schämt und verbirgt – alles das ist sehr selten und zeigt sich oft nur in leisen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in sich erschaut hat.

Der allerfassende Menscheng Geist mit seinem Dichten und Trachten nimmt die stumme Natur um ihn her in sich auf, er erlöst sie – für sich mindestens – indem er sie von neuem offenbart in menschlicher Fassung. Stumm ragt der Berg mit seinen starren Felsen, seinen stillen Blumen und rauschenden Wäldern in die Luft hinein. Der Mensch läßt sich fassen von dem Geiste, der das All hält, und erkennt wieder in ihm Geist von seinem Geiste. In leisen Accorden wie in rauschenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die stumme Natur um uns her ist.

Und die Menschen? Sie hegen die Blüten zarter Gefühle im Busen, es umrauschen sie die Stürme der Leidenschaften wie Waldesbrausen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen – Tausende und aber Tausende wissen das selber nicht und verwischen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in sich hegt, hält es mit allen seinen Wandlungen fest, er führt solche ihnen nochmals vor die Seele und sie

kennen sich selbst nicht mehr, denn sie wußten kaum davon, als diese Regungen sie durchzogen; sie erstaunen vor sich selber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbstsucht, sein vergessend in sie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmonischer Vollendung vor.

In der sogenannten höhern und niedern Menschengesellschaft bewährt sich dies.

Wer kann hier scheidekünstlerisch bestimmen, was bei den Darstellungen der Natur wie des Menschenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßstab kann hier nur gelten, ob die Ursprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein bestimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und soll ein Leben und einen Seelenzustand bis zu seiner gesetzmäßigen Vollendung führen, zu der sie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren, oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem – und ein solcher war Hebel – ist es gestattet, die Blüten des Seelenlebens zu fassen und festzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu sagen, daß auch viel blüthenloses einfaches Gras dazwischenstand, aus dem er sie herausgelesen. Weiter schreitend zur epischen und dramatischen Darstellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zusammendrängen, bei den Hochpunkten der Leidenschaft oder des Friedens länger verweilen und das farblose Zwischenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen*.

Welche Momente hervorgehoben werden, dafür kann die äußere Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als

* »Ein Geßnerscher Hirt,« sagt Schiller, »kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß« – und Hebel dürfen wir hinzusetzen.

untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen kundgibt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimische Anschauung – Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens

Die allemannischen Gedichte sind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies ist eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beispiel in helleres Licht gesetzt werden mag.

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizeroldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen, weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf ruht, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem ruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet seine Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatze, zur Entzweiung und so zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimat fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimat verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimat. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltonenden Worten verkünden mag.

Aehnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahrten im klassischen und biblischen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwissenschaften, aus Staats- und Lehrgeschäften zurückgekehrt zur Heimat, und was er Fremdes mitbringt, hat sich in ihm zum Heimischen

ausgebildet und wird als solches von den Seinigen empfangen*. Das Heimische aber ersteht in ihm und um ihn her in neuer Glorie. Er sieht und verkündet auch in dem Allemannischen sowol die Schönheit der klassischen als auch die religiöse Weise des biblischen Alterthums. Und warum sollten dem allemannischen Bauernleben diese beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffassung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entstehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunstwerke vor Allem müssen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationalistischen Auffassung entsprach es dem negativen Standpunkte, die biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheile das Augenmerk, auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höhern und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

* Die weit ausgeführten Allegorien und Personifikationen Hebel's sind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes sogar der thatsächlichen Grundlage nach aus dem biblischen Alterthume, wie z. B. »Der Statthalter von Schopfheim« durchaus die Geschichte von David und Abigail ist; aber alles dies ist mit allemannischer Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen ist z. B. das Gedicht »Die Feldhüter« (in späterer Periode verfaßt) meiner Ansicht nach, trotz schöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier stammen die Motive offenbar aus Theokrit, so z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimisch gemacht, so fehlt hier doch das eigentlich Besondere, namentlich sind schon die Epitheta eine durchaus fremde Störung, so wenn die Burschen sagen: »Wer wen in liebliche Wechsel singe,« und wenn vom Heiner mit seiner »lockigen Stirn« die Rede ist u. s. w.

In dem Ausspruche Göthe's, daß »Hebel auf die naivste und anmuthigste Weise durchaus das Universum verbaure,« liegt das oben Ausgeführte kurz angegeben, wengleich durch den gewählten Ausdruck mit ironischer Beimischung. Allerdings verbauert Hebel das Universum, er macht sogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht »Der Käfer.« Wie fein weiß aber Hebel das Naturgesetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plastisch zu machen! Gelingt es auf diese Weise einen lebendigen Mikrokosmos darzustellen, so rechtfertigt sich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufassen.